

Jana Frey

Der verlorene Blick

Ein Mädchen erblindet

Jana Frey

Der verlorene Blick

Ein Mädchen erblindet

Unverkäufliche Leseprobe



Zu diesem Buch steht eine Lehrerhandreichung
zum kostenlosen Download bereit unter
www.loewe-schule.de

Diese Geschichte basiert auf wahren Begebenheiten.
Die Namen und Schauplätze sind von der
Redaktion geändert.



ISBN 978-3-7855-7657-1

1. Auflage 2013 als Loewe-Schulausgabe

© 2002, 2005 Loewe Verlag GmbH, Bindlach

Umschlagfoto: woman walking, gettyimages/© 2008 Irene Lamprakou

Umschlaggestaltung: Franziska Trotzer

Printed in Germany

www.loewe-verlag.de

*Für Leonie und außerdem für Hildegund Hippler,
die mein Leben schon seit vielen Jahren sehr fürsorglich begleitet
und mir immer mit Rat und Tat zur Seite steht ...*

*„Man siebt nur mit dem Herzen gut.
Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.“
(Antoine de Saint-Exupéry)*

Prolog

Leonie ist hübsch. Als wir uns zum ersten Mal treffen, haben wir schon drei Verabredungen hinter uns, die sie jedes Mal kurzfristig wieder abgesagt hat.

Aber diesmal hat sie nicht abgesagt und wir haben uns in einem italienischen Eiscafé in der Innenstadt verabredet.

Leonie ist schon da, als ich komme.

Ich sehe sie gleich. Sie sitzt alleine an einem der kleinen Bistrotische und hat ihr Kinn in die Hände gestützt. Es sieht ganz danach aus, als beobachte sie eine Gruppe Kinder und Jugendliche, die mit Skateboards und Inlineskates durch die völlig überfüllte Fußgängerzone flitzen.

Leonies Haare sind millimeterkurz geschnitten und hellblond gefärbt. Auf der Nase hat sie ein paar Sommersprossen und ihre Augen sind hinter einer dunklen „Blues-Brothers-Sonnenbrille“ versteckt.

Ihre Fingernägel sind grün lackiert und sie trägt eine alte, verwaschene Jeansjacke mit hochgekrempeelten Ärmeln. An ihrem linken Ohr baumelt ein Bart-Simpson-Ohring und in ihrem rechten Ohr läppchen stecken fünf kleine silberne Ohrstecker in einer ordentlichen Reihe.

Trotzdem ist es nicht zu übersehen, dass Leonie blind ist. Neben ihrem Stuhl lehnt ihr weißer Langstock und an ihren Armen trägt sie über den hochgeschobenen Jackenärmeln jeweils eine gelbe Stoffbinde mit drei schwarzen Punkten, die miteinander ein Dreieck bilden.

Ich habe mich ein paar Minuten verspätet, weil ich mit dem Auto gekommen bin und lange nach einem Parkplatz suchen musste.

Während ich zu dem kleinen Tisch hinübergehe, an dem Leonie sitzt, sehe ich, wie sie mit der rechten Hand eine kleine Klappe an ihrer bunten Armbanduhr öffnet und blitzschnell mit ihren Fingerspitzen das Zifferblatt abtastet.

„Hallo, Leonie“, sage ich schnell und entschuldige mich für meine Verspätung.

„Hallo“, antwortet Leonie, dreht ihren Kopf in meine Richtung und lächelt mir zu.

Ich setze mich und Leonie scheint mich schweigend zu mustern. Plötzlich nimmt sie ihre Sonnenbrille ab und klemmt sie in den Ausschnitt ihres T-Shirts.

„Ich trage sie nämlich nicht nur, weil ich blind bin“, erklärt Leonie. „Ich meine, ich habe sie auch schon vorher getragen. Mein Bruder hat sie mir aus Amerika mitgebracht, als er vom Schüleraustausch zurückkam.“

Leonie seufzt.

Ich schaue mir ihr schönes, blasses, ernstes Gesicht an. Die Wimpern, die ihre geschlossenen Augen umgeben, sind ungewöhnlich lang und schnurgerade. Ihre Augenlider zucken ab und zu und kommen mir sehr verletzlich vor.

„Es ist merkwürdig, an meinen älteren Bruder zu denken“, fährt Leonie fort und seufzt wieder.

„Warum?“, frage ich.

Leonie runzelt die Stirn und schweigt eine Weile, ehe sie weiter spricht. „Er heißt Siemen“, sagt sie schließlich. „Und er ist zwei Jahre älter als ich. Früher haben wir ziemlich viel gestritten, aber natürlich haben wir uns auch gut verstanden, sehr gut sogar. Siemen war immer wichtig für mich – aber jetzt ist er merkwürdigerweise der Erste, an dessen Gesicht ich mich nicht mehr richtig erinnern kann.“

Leonies Finger trommeln gedankenverloren auf den kleinen Bistrotisch. „Es kam ganz allmählich und schleichend. Ich meine, ich habe gemerkt, wie mir die Erinnerung an sein Gesicht nach und nach entglitten ist. Das war ein schreckliches Gefühl. Es war schrecklich, weil ich es, als es einmal angefangen hatte, einfach nicht mehr aufhalten konnte.“

Mübelos greift Leonie nach ihrem Colaglas und trinkt einen

Schluck. „Die Gesichter meiner Eltern habe ich aber zum Glück noch im Kopf und das Gesicht meines kleinen Bruders auch. Er heißt Grischba und ist erst sieben.“

Leonie ist seit zwei Jahren blind und in den folgenden Wochen erzählt sie mir eine Menge aus ihrem Leben. Während wir sprechen läuft fast immer ein kleines Aufnahmegerät mit, und Leonie möchte von jeder Aufnahme eine Kopie haben.

„Ich bin durch die Hölle gegangen, damals“, sagt sie einmal. „Ich wollte, nachdem es passiert war und ich es begriffen hatte, lieber tot sein als blind. Ich bin fast durchgedreht vor Verzweiflung. Und vor Entsetzen. Und vor Wut. Ich dachte damals, alles wäre aus und vorbei und mein ganzes Leben eine Ruine ...“

Leonie schweigt lange nach diesem Satz und ich habe sie in den vergangenen Wochen gut genug kennengelernt, um zu wissen, dass es in solchen Momenten sinnlos ist, weitere Fragen zu stellen.

Ein paar Tage später ruft mich Leonie an und sagt, sie wolle mich bei unserer nächsten Verabredung nicht wieder in dem Eiscafé und auch nicht in der Pizzeria in ihrer Straße treffen, sondern stattdessen in einem neuen Kulturzentrum in der Nähe des Bahnhofes.

„Siemen bringt mich hin“, erklärt sie. „Es gibt im Keller des Kulturzentrums ein kleines Café. Da will ich mit dir hingehen. Das Café heißt ‚Dunkelbar‘. Dort arbeitet ein guter Freund von mir.“

Also treffen wir uns ein paar Tage darauf im Keller des neuen Kulturzentrums vor dem Eingang zur „Dunkelbar“.

Die „Dunkelbar“ ist ein Café, das man durch einen pechschnarzen Samtvorhang betritt, und hinter diesem schwarzen Vorhang ist ein weiterer schwarzer Vorhang, schwer und undurchdringlich, und hinter diesem Vorhang ist ein langer schwarzer Gang, in den von nirgendwoher ein Lichtstrahl fällt, und am Ende dieses Ganges, den ich mich unsicher entlangtaste, ist ein finsternes Nichts.

Ich fühle mich ziemlich hilflos, als ich merke, dass die dunkle Wand, an der ich mich bisher orientiert habe, jetzt verschwunden ist.

„Hier ist ein freier Tisch“, sagt Leonie in diesem Moment ruhig und zupft mich am Jackenärmel. „Komm, setzen wir uns ...“

Um uns herum höre ich ein paar vereinzelt Stimmen, und im Hintergrund singt Madonna leise „American Pie“, ganz wie in einem normalen Lokal.

„Na, was wollt ihr beiden trinken?“, erkundigt sich gleich darauf eine männliche Stimme, die noch sehr jung klingt und ganz plötzlich und lautlos neben uns aufgetaucht ist.

Leonie bestellt wieder eine Cola und ich nehme einen Tee.

„Wie gefällt es dir hier?“, fragt Leonie neugierig, nachdem wir unsere Getränke bekommen haben, in völliger Finsternis.

„Es ist merkwürdig und fast ein bisschen unheimlich“, sage ich und taste auf dem unsichtbaren Tisch nach dem unsichtbaren Schälchen mit dem Kandis. Ich stoße dabei leicht gegen Leonies unsichtbares Colaglas.

„Für mich ist es hier drin so wie überall“, sagt Leonie.

Dann schweigt sie wieder und ich schweige ebenfalls und wir hören der Musik zu.

„Heute hasse ich es nicht mehr so sehr, blind zu sein“, sagt Leonie irgendwann. „Aber schwierig finde ich es schon noch oft. Manchmal fühle ich mich sehr einsam und dann sehne ich mich wie verrückt nach Licht. Nach Licht und nach der Sonne und nach Farben. Nach dem blauen Himmel im Frühling und nach dem Gelb der Sonnenblumen im Sommer und dem Grün von Gras und so weiter. Als ich noch klein war, waren wir ein paar Mal in Dänemark in den Ferien. Ich erinnere mich gut an die wilden grauen Wolken, die da manchmal über den Himmel jagten, wilde, unordentliche graue Wolkenfetzen – die würde ich auch gerne mal wieder sehen ...“

Es war vor zwei Jahren und es war Frühling und ich tat eine Menge Sachen, die ich eigentlich nicht tun durfte.

Es fing damit an, dass mein Vater Ende Februar verkündete, er würde im März und April in Australien sein, wo er vorhabe, den März arbeitend und den April freizeitlich zu verbringen. Mein Vater heißt Ben und ist Diplompsychologe. Er betreute damals hin und wieder ein Jugendcamp am Rande von Melbourne, in dem schwer erziehbare, straffällig gewordene Jugendliche aus Deutschland weit weg von allen schlechten Einflüssen resozialisiert werden sollten. Mit Reitkursen und Tauchkursen und Segelkursen und solchen Dingen. Und eben mit psychologischen Gruppentherapien, in denen sie sich mit anderen Jugendlichen und einem Psychologen über ihre Sorgen und ihr bisheriges Leben austauschen sollen. Diese Gruppengespräche leitete damals unter anderem mein Vater. Und im April wollte er sich dann, wie er uns erklärte, endlich einmal selbst wieder eine Brise Freiheit genehmigen und ebenfalls einen Tauchkurs machen. Und vielleicht einen Segelschein. Ganz so wie seine straffälligen Jugendlichen. Nur dass er noch nie eine Straftat begangen hatte. Und er wollte auch nicht am Stadtrand von Melbourne bleiben, sondern querbeet und nach Lust und Laune durch Australien reisen.

Mein Bruder Siemen und ich nickten einträchtig zu diesen Frühlingsplänen unseres Vaters. Schließlich waren wir es von klein auf gewöhnt, dass er mehr unterwegs war als zu Hause.

Und so packte mein Vater Anfang März seine Sachen und wir alle fuhren ihn zum Flughafen.

„Bis in etwa acht Wochen dann, ihr Hottentotten“, sagte

er, ehe er durch die Flughafenabspernung ging, die zu seinem Abflug-Gate führte. Er nahm uns der Reihe nach in den Arm, ganz kurz bloß, in unserer Familie wird von jeher nicht viel geküsst oder in den Arm genommen. „Macht keinen verrückten, irreparablen Blödsinn, solange ich weg bin, verstanden?“

Wir nickten, Siemen und Grischa und ich, wobei Siemen ein bisschen genervt die Augen verdrehte.

„Aber wenn ich in die Schule komme, dann bist du doch ganz sicher wieder zurück?“, erkundigte sich Grischa zum Schluss noch misstrauisch.

„Versprochen“, sagte mein Vater, und diesmal verdrehte Siemen zwar nicht die Augen, aber er warf mir stattdessen einen kurzen, bedeutungsvollen Blick zu, der hieß, dass wir ja alle wussten, was von den Versprechen unseres Vaters zu halten war.

Ganz zum Schluss erst wandte sich mein Vater meiner Mutter zu.

„Bis bald, liebste Helen“, sagte er, lächelte und tippte mit seinem Zeigefinger ein paar Mal auf die sommersprossige Nase meiner Mutter. „Pass gut auf unseren wertigen Nachwuchs auf ...“

„So gut wie immer“, antwortete meine Mutter. Sie ist Engländerin und Tänzerin und sehr dünn und sommersprossig und hat einen sehr blassen Teint, aber schöne grüne Augen mit langen, schnurgeraden Wimpern drum herum. Sie riecht immer ein bisschen nach einer Mischung aus Pfefferminz und Lavendel, weil sie ständig kleine Pfefferminzpastillen lutscht und zum Waschen ausschließlich englische Lavendelseife benutzt, die sie sich von meinem englischen Großvater regelmäßig zuschicken lässt. Meine englische Großmutter ist schon vor ein paar Jahren gestorben.

Nachdem wir meinem Vater noch ein bisschen hinterhergewinkt und hinterhergeschaut hatten, machten wir uns auf den Rückweg zum Parkhaus, wo unser Auto stand.

„Wir könnten allerdings auch noch auf die Aussichtsterrasse gehen und Papas Flieger beim Start zuschauen“, schlug Siemen vor. „Was hältst du davon, Einstein Junior?“

Mit Einstein Junior meinte er Grischa.

Aber Grischa hielt nichts davon. Er wollte lieber nach Hause zu seiner Geige. Grischa spielt Geige wie ein Verückter und er hatte damals schon eine Menge Auszeichnungen und Preise gewonnen. Sein erklärtes Ziel war es, einmal ein weltberühmter Geiger zu werden. Und laut der Meinung seines winzigen, runzeligen russischen Geigenlehrers, der eigentlich schon viel zu alt zum Unterrichten war, nämlich über neunzig, würde er dieses Ziel auch ohne besondere Anstrengung erreichen. Grischa ist überhaupt ein merkwürdiges Kind, darum heißt er bei uns innerfamiliär ja auch Einstein Junior.

Mit einem halben Jahr hatte er laufen gelernt und mit einem Jahr konnte er sprechen und mit zweieinhalb bediente er unseren Videorecorder besser als Siemen und ich. Mit drei konnte er fließend lesen und bekam auf seinen eigenen Wunsch hin seine erste Geige. Es war eine winzig kleine Sonderanfertigung – sie hängt heute in Grischas Zimmer an der Wand. Inzwischen spielt er auch noch Klavier und seit einem Jahr hat er einen Computer.

Grischa ist genauso dünn und sommersprossig und blass wie meine Mutter und dazu ist er sehr klein und schwächling und hat eine hohe, durchdringende Stimme. Er hat sogar die gleichen rötlich blonden, wirren Haare wie meine Mutter. Nur seine Augen sind ganz anders als die grünen Augen meiner Mutter, die nur ich von ihr geerbt habe. Grischas Augen sind dunkelbraun wie die meines Vaters.

Siemen dagegen ist riesig, beinahe zwei Meter groß. Er hat ebenfalls braune Augen und er ist sehr hübsch. Schon vor ein paar Jahren haben eine Menge Mädchen aus meiner Klasse für ihn geschwärmt. Sobald im Frühling die Sonne scheint, wird Siemen braun und seine Haare sind nicht rötlich blond, sondern richtig blond.

Ich selbst bin weder auffallend klein wie Grischa, noch auffallend groß wie Siemen. Ich habe höchstens zwanzig Sommersprossen und werde im Sommer so gut wie gar nicht braun. Ich bin auch nicht so klug und begabt wie Grischa und nicht so selbstbewusst und witzig wie Siemen. Ich habe weder blonde noch rötlich blonde Haare, stattdessen waren meine Haare damals einfach braun und höchstens ein bisschen widerborstig und zerstrubbelt. Ich spiele auch kein Instrument, nur ein bisschen Blockflöte, weil wir das in der Grundschule eine Weile lang im Musikunterricht gelernt haben. Nicht mal richtig singen kann ich. Wenn ich es versuche, klingt es immer irgendwie schief, weil ich jedes Mal garantiert mindestens einen Halbton daneben liege. Das einzig wirklich Schöne an meinem Gesicht waren wahrscheinlich meine Augen. In der Grundschule hat meine Religionslehrerin einmal gesagt, meine Augen würden so aussehen, wie sie sich Feenaugen vorstellt. Und als ich im Sommer mit meiner besten Freundin Janne auf eine Jugendfreizeit gefahren bin, hat ein Junge, der schon ein paar Jahre älter war als ich, abends beim Lagerfeuer zu mir gesagt, er fände es prima, ausgerechnet neben dem Mädchen mit den schönsten Augen zu sitzen. Und ein anderes Mal hat eine englische Freundin meiner Mutter, die wir in London besuchten, gemeint, wie schön es sei, dass wenigstens einer von uns Mamas Augen geerbt habe. Ich kann mich noch genau daran erinnern. Ich war damals vielleicht elf und Mamas Freundin lächelte mich an

und sagte diesen Satz: „Es wäre doch wirklich ein Jammer gewesen, wenn diese wahnsinnigen Augen eines Tages aussterben würden ...“

Außer meinen Eltern, meinen Brüdern und mir gibt es bei uns zu Hause noch Hobbes, unseren dicken, behäbigen Kater, der schon sehr alt ist und den wir aus England mit nach Deutschland genommen haben. Das war vor ein paar Jahren, als meine Grandma gestorben war und Hobbes für meinen Katzen verachtenden Grandpa eine schreckliche Last darstellte, zumal er nicht gerade das Paradebeispiel eines netten Haustieres ist. Er hat am liebsten seine Ruhe und eine warme Heizung, wo er meistens vor sich hin döst. Wenn man ihn stört, dann ärgert er sich und kratzt und faucht und beißt.

Und dann haben wir noch Grischas Au-pair-Mädchen, das jedes Jahr wechselt und sich um Einstein Juniors leibliches Wohl kümmert, wenn meine Eltern aus beruflichen Gründen unterwegs sind.

Und so war es auch in diesem Frühling. Papa war wie gesagt in Australien und meine Mutter hatte eine Einladung zu einem dreiwöchigen Tanzworkshop nach Amsterdam angenommen.

Damals war gerade Katie Crawford aus Amerika Grischas Au-pair-Mädchen.

„Ist es in Ordnung, wenn ich hinfahre?“, fragte meine Mutter Katie.

Katie Crawford nickte und ich konnte ihr förmlich ansehen, wie sie sich darauf freute, drei Wochen ungestört mit Siemen verbringen zu können.

Katie kaute immerzu große Kugeln amerikanischen Kaugummi und hörte gerne Countrymusic, und sie hatte eigentlich auch eine Menge Sommersprossen im Gesicht, genau wie meine Mutter. Aber anders als Mama konnte sie

ihre Sommersprossen wohl nicht besonders gut leiden, denn sie puderte sie sich jeden Morgen im Bad sorgfältig zu. Außerdem hatte Katie Crawford ringelige schwarze Locken und oft Kopfschmerzen und sich gleich nach ihrer Ankunft in Siemen verliebt.

„Sie ist eine wahre amerikanische Katastrophe ohne das kleinste bisschen Grips in ihrem zugegebenerweise hübschen Schädel“, hatte Siemen am Anfang einmal gesagt, weil sich Katie Crawford, sobald er nach Hause kam, jedes Mal sofort wie eine dieser Kletten mit unzähligen kleinen Widerhaken an ihn hängte.

Grischa, der, wenn man ihn Geige spielen ließ und ab und zu mit minimalistischem Essen versorgte, sehr pflegeleicht war, brauchte Katies Aufmerksamkeit und Fürsorge sowieso nicht, und darum hatte Katie jede Menge freie Zeit übrig, die sie damit verbrachte, Siemen aufzulauern und für sich einzunehmen.

Siemen hatte damals eigentlich eine feste Freundin, aber es sollte ja der Frühling der verbotenen Dinge werden, und darum kam der Abend, ein paar Tage nach Mamas Abreise nach Amsterdam, an dem Katie Crawford und Siemen sich küssten. Ich hätte es kommen sehen müssen, denn Katie hatte sich an diesem Morgen zum ersten Mal nicht über ihre Sommersprossen hergemacht, um sie unter einer dicken Schicht rosa Puder zu begraben. Stattdessen saß sie sehr sommersprossig und ringellockig und aufreizend im Wohnzimmer auf der Lauer, als Siemen und ich mit Grischa nach Hause kamen. Nicht mal einen ihrer amerikanischen Kaugummis hatte sie im Mund.

Ich schaute Siemen prüfend von der Seite an und beobachtete, wie er Katie Crawford ansah, und ich flüsterte sogar noch warnend: „Denk an Tamara, die ausflippen wird, wenn du sie hintergehst. Und denk daran, dass Katie Coun-

trymusic liebt, nicht besonders viel Grips im Kopf hat und außerdem in einem halben Jahr zurück nach New Jersey fliegt ...“

Aber es nützte nichts. Ich war an diesem Abend dabei und Grischa auch und außer uns beiden meine beste Freundin Janne und Jannes Cousin Frederik.

Und mit diesem Abend begannen die verbotenen Dinge.

2

Es war ziemlich kalt und windig in dieser Nacht. Trotzdem setzten wir uns in den Garten mitten auf die Wiese, Siemen und Katie Crawford, Grischa und ich und Janne und ihr Cousin Frederik. Frederik war so alt wie Siemen, siebzehn, und ich kannte ihn schon jahrelang. Jedes Jahr kam er ein paar Mal aus Berlin zu Besuch. Normalerweise immer nur in den Ferien und in Begleitung seines Zwilingsbruders Sebastian. Aber vor ein paar Tagen hatte Sebastian versucht, sich das Leben zu nehmen, keiner wusste warum, nicht einmal Frederik. Er war einfach in den Wald gegangen und hatte sich in einem alten, verwitterten Baumhaus versteckt, das die Zwillinge vor vielen Jahren einmal zusammen gebaut hatten, und dort oben hatte er eine Menge Schlaftabletten geschluckt und war zusammengebrochen.

„Wenn ihn nicht zufällig dieser Spaziergänger gesehen hätte, wäre er tatsächlich gestorben“, sagte Frederik kopfschüttelnd.

„Was hat er sich bloß dabei gedacht?“, fragte Siemen.

Frederik zuckte mit den Achseln. „Keine Ahnung“, murmelte er düster. Ich musterte ihn prüfend. Janne hatte mir erzählt, dass Frederik völlig verzweifelt gewesen war, als

er erfahren hatte, was geschehen war. Dabei hatten sich die beiden in den letzten Jahren nicht so besonders viel zu sagen gehabt. Als Kinder waren sie praktisch unzertrennlich gewesen, aber je älter sie wurden, desto weniger konnten sie miteinander anfangen. Frederik war groß und hübsch und sportlich und ein richtiger Spaßmacher, und Sebastian war über einen Kopf kleiner als er und blass und still und grüblerisch. Dazu kam, dass er seit ein paar Jahren an einer schweren Augenkrankheit litt und immer kurzsichtiger wurde. Er hatte mehrere komplizierte Augenoperationen hinter sich, aber die hatten nicht viel genützt, und Janne hatte mir erzählt, dass er nur noch sehr schlecht lesen konnte.

Als ich Sebastian das letzte Mal gesehen hatte, trug er eine witzige Woody-Allen-Brille mit ziemlich dicken Gläsern und schien ganz gut mit seinem Leben zurechtzukommen. Aber jetzt hatte er versucht, sich das Leben zu nehmen, und das war ein schrecklicher Gedanke.

Frederik hatte es nicht über sich gebracht, ihn in der Klinik zu besuchen.

„Er hat geheult wie ein Schloßhund“, hat Janne gesagt. „Und dann hat er tagelang nur trübselig herumgehockt und die Wände in seinem Zimmer angestarrt. Und darum ist er jetzt hier. Er sagt, er braucht Ablenkung ...“

Erst kurz vor Mitternacht fiel uns auf, dass Grischa immer noch bei uns saß, anstatt im Bett zu liegen, wie es sich für einen kleinen, verfrorenen Fünfjährigen gehörte.

„Los, Einstein, ab in die Koje“, sagte Siemen deshalb streng.

„Ich will aber nicht“, antwortete Grischa störrisch. „Ich will lieber hier sein und euch zuhören.“

„Du hast genug zugehört“, sagte ich.

„Habe ich nicht“, beharrte Grischa. „Ich will wissen, wa-

rum Sebastian diese vielen Tabletten genommen hat und was Tamara wohl sagt, wenn sie erfährt, dass Siemen jetzt Katie Crawford küsst, und wann Frederik Leonie küssen wird, weil er sie schon die ganze Zeit so anguckt, als würde er es gleich tun ...“

Ich zuckte zusammen, als ich das hörte, und mir wurde für einen Moment ganz schwindelig vor Verlegenheit. Stimmt das? Schaute Frederik mich tatsächlich so an?

„He, du Spinner, steck deine Nase nicht in anderer Leute Angelegenheiten“, sagte Janne und lachte leise.

„Los, ins Bett, Grischa“, wiederholte Siemen ungeduldig.

Und da stand Grischa beleidigt auf und trottete ins Haus.

Es war jetzt richtig Nacht und am Himmel stand ein schmaler, blasser Mond.

„Ziemlich kalt inzwischen, was?“, stellte Siemen fest und dann ging er, ohne eine Antwort abzuwarten, ins Haus und kam gleich darauf mit einem Arm voller Decken wieder zurück.

Wir wickelten uns ein wie die Eskimos. Janne und ich teilten uns eine Decke und Siemen und Katie Crawford aus New Jersey teilten sich auch eine. Frederik bekam die dritte Decke für sich alleine. Ich merkte, wie er mich anschaute, und lächelte ihm vorsichtig zu.

„Eine schöne Nacht“, sagte Siemen und streichelte Katie Crawfords hübsches, sommersprossiges Gesicht. Er schien in dieser Nacht völlig vergessen zu haben, dass er sie eigentlich für eine amerikanische Katastrophe hielt.

„Aber kalt“, meinte Frederik und sah mich wieder an.

„Stimmt, es ist ziemlich eisig“, bestätigte Janne und fröstelte ein bisschen.

„Und hier gibt es bestimmt Mücken, Käfer, Ungeziefer ...“, murmelte Katie und schaute sich beunruhigt um.

„Für Mücken ist es noch zu früh, für Käfer zu kalt und Ungeziefer gibt es bloß auf Müllhalden“, murmelte Siemen zurück.

„Und im Hotel Chat d’Or“, sagte Janne und stieß mich in die Seite. „Weißt du noch, die dicken fleischigen Kakerlaken an der Wand neben unserem Bett?“

Ich nickte. Natürlich erinnerte ich mich noch. Wir waren im vergangenen Herbst mit unserem Französischkurs in der Bretagne gewesen und hatten für eine Woche in einem billigen Hotel gewohnt, in dem es von Kakerlaken nur so gewimmelt hatte.

Bald darauf ging Siemen erneut ins Haus. „Wer will einen kleinen feinen Ouzo gegen das akute Erfrieren?“, fragte er, als er zurückkam, und schwenkte eine schmale, halb volle Flasche.

Und weil wir alle froren, tranken wir alle einen Ouzo. Es war der erste meines Lebens.

„Ganz schön scharf“, sagte ich.

„Aber lecker“, sagte Janne. „Schmeckt wie Lakritze.“

Ich nickte und merkte, wie mir ganz langsam ein bisschen wärmer wurde.

„Einstein ist übrigens auch noch wach“, sagte Siemen. „Er sitzt in seinem Zimmer auf der Fensterbank, hört Vivaldi und beobachtet uns mit seinem Fernglas.“

„Nicht zu glauben, dieses Wahnsinnskind“, sagte Janne kopfschüttelnd. „Aber mir war er ja immer etwas unheimlich. Damals, gleich nach seiner Geburt, hatte er schon so einen merkwürdigen erhabenen Blick. Wir sollten ihn mal dem Dalai-Lama vorführen. Vielleicht ist er ja eine bedeutende Reinkarnation oder so was ...“

Wir lachten.

Frederik saß immer noch neben mir, wie die ganze Zeit schon. In seine Decke gehüllt starrte er vor sich hin. Die

Ouzoflasche war jetzt fast leer, Frederik hatte den Rest in einem Schwung ausgetrunken.

„Mir wird jedes Mal ganz flau, wenn ich an Sebastian, diesen Trottel, denke“, sagte er plötzlich, und seiner Stimme konnte man anhören, dass er ein bisschen betrunken war. „Was mir nicht in den Kopf will, ist, *warum* er diesen Blödsinn gemacht hat. Und *warum* ich nicht mitbekommen habe, wie schlecht es ihm ging ...“

Frederik schaute mich an und ich schaute stumm zurück.

„Ich bin zweiundzwanzig Minuten älter als er“, sagte Frederik und seine Augen sahen plötzlich sehr traurig und mitgenommen aus. „Mann, wenn er gestorben wäre ...“

Frederik schlug mit der Faust ins Gras und dann fing er an zu weinen. Er weinte bloß ganz leise und es klang gepresst und seltsam ungeübt. Wahrscheinlich hatte Frederik, bevor die Sache mit Sebastian passiert war, sehr lange nicht geweint.

Da legte ich meinen Arm um seine Schulter und streichelte sie ganz leicht. Zuerst reagierte Frederik überhaupt nicht, aber irgendwann lehnte er sich leicht an mich und ich kroch zu ihm unter die Decke. Frederik roch gut und es fühlte sich schön an, so dicht neben ihm zu sitzen. Mir war ein bisschen schwindelig. Schließlich hatte ich bis auf ein halbes Glas Sekt an meinem fünfzehnten Geburtstag noch nie Alkohol getrunken. Außerdem war es schon so spät und ich hatte eisige Hände und Füße.

„Leonie ...“, murmelte Frederik in mein Ohr. Ich dachte, er wolle etwas sagen, aber er sagte dann doch nichts, sondern schob nur ganz vorsichtig seine warme Hand in meine kalte.

Ich musste plötzlich an früher denken, an all die Jahre,

die hinter uns lagen. Ich hatte Frederik schon gekannt, als er noch Milchzahnücken und sommerlich aufgeschlagene Knie hatte. Und ich hatte sein erstes Rennrad gesehen und einmal hatten wir zusammen mit Janne, Sebastian und Siemen einen gigantischen Staudamm am Bach gebaut und auf diese Weise versehentlich einen großen Teil eines Maisfeldes geflutet.

Wir hatten Kaulquappen zusammen gefangen und in irgendwelchen Sommerferien hatten wir einen verletzten jungen Fuchs im Wald gefunden und zum Tierarzt gebracht.

„Wie lange kennen wir uns eigentlich schon, Frederik?“, flüsterte ich schließlich. „Ich meine, wie alt waren wir, als wir uns zum allerersten Mal gesehen haben?“

„Keine Ahnung“, flüsterte Frederik zurück. „Winzig waren wir jedenfalls und du warst besonders winzig. Ein Winzling mit Strubbelhaaren, Zahnücken und schönen, wirklich wunderschönen, kugelrunden waldmeistergrünen Augen ...“

Ich lächelte, und dann legte Frederik vorsichtig seine Lippen auf meine und küsste mich.

„Ich sehe euch übrigens!“, tönte in diesem Moment eine gellende Stimme in den Garten herunter. Es war Grischas Stimme. „Frederik küsst Leonie, wie ich es gesagt habe!“

Es klang triumphierend.

Frederiks Lippen entfernten sich ein bisschen.

„Geh endlich schlafen, du Nervensäge!“, rief Siemen ärgerlich.

„Wollte ich ja“, verteidigte sich Grischa und seine Stimme klang jetzt ebenfalls ärgerlich. „Aber Tamara hat angerufen, eben gerade, stell dir mal vor. Obwohl es schon mitten in der Nacht ist. Sie hat sich bei mir entschuldigt und mich gefragt, ob sie mich geweckt hat, und dann hat

sie gesagt, dass sie den ganzen Abend auf dich gewartet hat, weil ihr verabredet gewesen seid. Aber du bist einfach nicht gekommen und angerufen hast du auch nicht. Sie war ziemlich wütend, vor allen Dingen, als ich ihr erzählt habe, dass du schon den ganzen Abend mit Katie Crawford im Garten sitzt.“

Siemen machte ein bestürztes Gesicht. „Das hast du ihr gesagt?“, fragte er und sprang auf.

„Ja, aber ich habe nicht gesagt, was ihr gemacht habt. Ich meine, dass du Katie Crawford immerzu geküsst hast. Als Tamara wissen wollte, was ihr denn so im Garten macht, da habe ich gesagt, ihr sitzt eigentlich nur so rum und tut gar nichts ...“

Siemen sah nicht so aus, als ob ihn diese Aussage besonders beruhigen würde.

Grischa saß noch eine Weile mit seinem Fernglas am Fenster und beobachtete uns beim Nichtstun. Dann schloss er geräuschvoll das Fenster und knipste seine Nachttischlampe aus.

„Seht mal, Janne ist eingeschlafen ...“, flüsterte Katie Crawford mit ihrem amerikanischen Akzent in diesem Moment und wies auf meine beste Freundin, die zusammengerollt wie ein Baby im Gras lag und leise schnarchte.

„Ich bin auch müde“, sagte Siemen und machte Anstalten, es Grischa und Janne nachzutun und den Abend zu beenden. Aber dann überlegte er es sich doch anders und setzte sich zurück ins Gras.

Irgendwann schliefen wir alle, Siemen und Katie Crawford, die eigentlich für Grischas leibliches Wohl eingestellt war, Seite an Seite neben einem verwilderten Oleandergestrüpp, und Frederik und ich unter unserer dünnen, schönen Birke.

Frederik hielt meine Hand immer noch in seiner Hand, und ich spürte, dass ich mich tatsächlich verliebt hatte.

Hoffentlich würde es Sebastian bald wieder besser gehen.

3

Ich wachte auf, als es hell wurde. Verschlafen und verwirrt und ziemlich verfroren blinzelte ich um mich und richtete mich auf. Siemen lag ein paar Meter von mir entfernt auf dem Rücken und schnarchte laut. Unser Au-pair-Mädchen aus New Jersey dagegen war verschwunden. Aber Frederik war noch da, allerdings war seine Hand nicht mehr in meiner und er hatte sich auf die Seite gerollt und auf seiner linken Wange war ein Grasmuster. Er schlief noch fest und schnarchte mit Siemen und Janne um die Wette. Janne lag immer noch genauso zusammengerollt da wie vor ein paar Stunden, als sie so plötzlich eingeschlafen war.

Eilig, weil ich entsetzlich fror, stand ich auf und ging ins Haus. Grischa saß mutterseelenalleine in der Küche am Tisch und aß sein Lieblingsfrühstück, eine große Schüssel Kellog's-alle-Sorten-durcheinander mit reichlich Kakao-milch und dazu eine kleine Schüssel mit einer essigsauren Mischung aus Perlzwiebeln, Gurken und eingelegten Minimaiskolben.

„Ich habe übrigens schon Kaffee gekocht“, sagte Grischa, als er mich sah.

Ich lächelte ihm zu, weil es mich immer wieder rührte, wie selbstständig und perfekt er in allem war.

„Danke“, sagte ich und ging zur Kaffeemaschine. Ich schenkte mir eine Tasse ein und setzte mich dann pflichtschuldig zu ihm an den Tisch. Aber fast gleichzeitig sprang

Grischa auch schon wieder auf, verstaute sein Geschirr sorgfältig in der Spülmaschine und schlüpfte in seine winzige Jacke.

„Ich gehe dann jetzt“, verkündete er. Grischa besuchte damals einen Frühförderkindergarten für hochbegabte Kinder, und weil der am anderen Ende der Stadt war, wurde er, wenn meine Eltern nicht da waren, von einem Fahrdienst abgeholt.

„Wo ist Katie überhaupt?“, rief ich ihm hinterher.

„Sie sitzt oben im großen Bad in der Badewanne und jammert vor sich hin“, rief Grischa vergnügt zurück.

„Warum jammert sie?“, erkundigte ich mich verwundert.

„Sie sagt, ihr ist heute Morgen ein haariges, gigantisch riesiges Insekt einmal quer über das Gesicht gelaufen“, kicherte mein kleiner Bruder entzückt und verschwand im Vorgarten.

Ich ging ans Küchenfenster und schaute ihm hinterher. Damals sah ich ihn zum letzten Mal. Und ich werde diesen Anblick nie vergessen: wie Grischa mit eiligen Hopsern durch den Vorgarten galoppierte, seine rötlich blonden, verstrubbelten Haare, seine winzigen Füße, die in verschiedenfarbigen Socken steckten, und seinen linken Turnschuhschnürsenkel, den er nicht richtig zugebunden hatte und der darum lose herumbaumelte ...

Nacheinander wachten die anderen auf. Zuerst erschien Janne in der Küche, sie klapperte mit den Zähnen und verkündete, noch niemals so gefroren zu haben wie an diesem Morgen. „Außerdem habe ich die ganze Nacht kein Auge zugemacht“, murmelte sie und plumpste stöhnend auf einen Küchenstuhl.

Ich grinste ihr zu. „Dafür, dass du kein Auge zugemacht hast, hast du aber ganz schön laut geschnarcht“, antwortete ich ihr und setzte mich neben sie.

„Ich schnarche nie“, erklärte Janne würdevoll. „Schnarchen ist unweiblich und unerotisch.“

„So ein Blödsinn!“, sagte ich und tippte mit meinem Finger gegen Jannes Stirn.

Kurz darauf kamen Siemen und Frederik ins Haus.

„Hattest du nicht gesagt, es wäre noch zu früh für eine Mückeninvasion?“, fragte Frederik Siemen vorwurfsvoll und kratzte sich die rechte Backe.

Siemen nickte. „Na klar“, sagte er. „Mücken kommen immer erst ab Anfang Mai.“

„Du bist anscheinend ein höchst unzulänglicher Insektologe“, knurrte Frederik und betrachtete traurig eine dicke Schwellung auf seinem rechten Daumen. „Ich bin total zerstothen. Ich fühle mich, als hätte mich ein ganzer Schwarm ausgehungertes Vampire angegriffen ...“

„Das können allerdings unmöglich Mücken gewesen sein“, dozierte Siemen streng. „Denn Mückenüberfälle gibt es in diesem Garten wie gesagt frühestens ab Anfang Mai. Glaub mir, da spricht der Fachmann ...“

In diesem Moment kam Katie die Treppe herunter. Sie sah ebenfalls recht mitgenommen aus. „Kein Ungeziefer, hast du gesagt“, begrüßte sie Siemen düster.

„Höchstens ein paar harmlose Tausendfüßler und Ohrkneifer, mehr ist Anfang April absolut noch nicht drin“, räumte Siemen grinsend ein und angelte sich eine Handvoll trockene Honeynut-Loops aus einer der Kellog's-Schachteln, die Grischa auf dem Tisch hatte stehen lassen.

„Und dicke Spinnen, die über einen drübermarschieren, als wäre man ein Wanderweg“, klagte Katie, ließ sich auf einen Stuhl fallen und knabberte ein paar Cornflakes.

Frederik hatte sich neben mich gesetzt.

„He, Leonie“, sagte er leise. „Ich habe dich vermisst, als ich aufgewacht bin.“

Ich lächelte ihm zu, und es war ein schönes Gefühl, als Frederik gleich darauf seine Hand auf meine legte.

Seine Hand war so groß, dass sie meine fast völlig bedeckte.

„Haben wir noch Zeit zum Duschen?“, fragte Janne.

Ich schaute auf meine Armbanduhr und nickte dann. Allerdings nur widerwillig, denn ich hatte überhaupt keine Lust, in die Schule zu gehen.

In diesem Moment klingelte das Telefon. Wir ließen den Anrufbeantworter anspringen. Es war Tamara, die Siemen mit kühl-schrankkalter Stimme aufforderte, auf der Stelle den Telefonhörer abzuheben.

„... denn wenn du tatsächlich mit eurem gripslosen amerikanischen Au-pair-Mädchen rummachst, dann hab wenigstens den Mut, es zuzugeben, du Monster“, sagte Tamara eisig. „Dein kleiner Bruder hat da nämlich ein paar sehr merkwürdige Andeutungen gemacht letzte Nacht.“

Dann klickte der Anrufbeantworter abrupt, Tamara hatte mit einem heftigen Knall die Verbindung unterbrochen.

„Was heißt *gripslos*?“, erkundigte sich Katie misstrauisch.

„Nichts weiter“, antwortete Siemen hastig.

„Na, *nichts weiter* stimmt nun nicht unbedingt“, verbesserte Frederik mit gerunzelter Stirn angriffslustig, denn in ebendiesem Moment hatte er an seinem rechten Daumen einen zweiten Mückenstich entdeckt.

Siemen warf Frederik einen flehenden Blick zu. „Okay, vielleicht gibt es Anfang April doch schon ein paar vereinzelte blutrünstige Mücken“, räumte er reumütig ein und schlug Frederik, über den Tisch hinweg, versöhnlich auf die Schulter. „Aber dass sie sich alle ausgerechnet auf dich gestürzt haben, dafür kann ich ja nun nichts“, fügte er schnell hinzu.

In diesem Moment klingelte das Telefon ein zweites Mal.

Und wieder ließen wir vorsichtshalber den Anrufbeantworter anspringen. Diesmal war es aber nicht Tamara, sondern meine Freundin Lara, die mich daran erinnerte, dass wir heute den Chemietest von letzter Woche wiederholen würden.

Janne und ich schauten uns entsetzt an.

„Total vergessen, diesen Misttest“, murmelte Janne schließlich.

Da klingelte das Telefon erneut. Wir stöhnten genervt, während unser Anrufbeantworter geduldig zum dritten Mal erzählte, dass wir leider im Moment alle nicht abkömmlich seien und der Anrufer uns doch getrost seine Nachricht auf Band hinterlassen möge.

„Wenn das wieder Tamara ist, drehe ich ihr den Hals um“, murmelte Siemen finster. „So kann ja kein Mensch in Ruhe frühstücken ...“

Aber es war wieder nicht Tamara. Es war Frederiks Mutter, die anscheinend überall herumtelefonierte, um ihm mitzuteilen, dass es seinem Zwilling Bruder schon viel besser ging und dass Frederik so schnell wie möglich zurück nach Hause kommen solle, um Sebastian im Krankenhaus zu besuchen.

„... er hat schon ein paar Mal nach dir gefragt, Frederik“, sagte seine Mutter eindringlich. „Und der Psychologe im Krankenhaus denkt ebenfalls, es ist wichtig, dass du ihm jetzt zur Seite stehst ...“

Ich schaute Frederik an, nachdem der Anrufbeantworter sich ausgeschaltet hatte und es ganz still in der Küche war.

„Zum Glück geht es ihm wieder besser“, brach Janne schließlich das Schweigen. Wir nickten.

„Ich werde dann wohl heute irgendwann Richtung Heimat fahren“, murmelte Frederik und schaute mich von der Seite an. Ich musste an unseren Kuss im Garten denken

und ich wünschte mir plötzlich sehnlichst, Frederik könnte noch bleiben. Unsere Blicke trafen sich, und ich war mir auf einmal ganz sicher, dass es ihm ähnlich ging.

Wie merkwürdig, dass ich mich ausgerechnet in Frederik verliebt hatte, den ich doch schon so lange kannte!

Siemen fing an, den Frühstückstisch abzuräumen und nach einem letzten Schluck Kaffee half ich ihm dabei. Als ich nach den Frühstücksbrettchen griff und Frederik sich gleichzeitig über den Tisch beugte und die Butterschale nahm, berührten sich unsere Finger. Wir schauten uns an und schauten wieder weg.

Aber als ich die Brettchen in die Spülmaschine räumte und Frederik die Kaffeetassen dazustellte, trafen sich unsere Finger wieder.

„Leonie mit den Waldmeisteraugen“, sagte Frederik dieses Mal leise und lächelte mir zu.

Ich lächelte zurück und hatte Herzklopfen.

„Leonie mit den Waldmeisteraugen, du wirst mir fehlen, wenn ich wieder in Berlin bin.“

Und dann ging er plötzlich zum Telefon und rief seine Mutter an. Er ließ mich nicht aus den Augen, während er sprach. „Schön, dass es Sebastian wieder besser geht“, sagte er. „Ja, ich werde kommen und ihn besuchen. Aber erst morgen, okay?“

Er legte auf und kam zu mir herüber, nahm mein Gesicht in seine Hände und streichelte mit seinen Daumen meinen Mund.

„Ich glaube, ich habe mich tatsächlich in dich verliebt, Leonie“, flüsterte er, und dann küssten wir uns zum zweiten Mal.

Und so begann der Vormittag. In die Schule allerdings gingen wir nicht. Das Telefon klingelte noch ein viertes Mal, und diesmal unterhielt sich der Anrufbeantworter mit

Mama, die hören wollte, ob bei uns alles in Ordnung sei und Siemen und ich ordnungsgemäß in der Schule und Grischa im Kindergarten seien. Diesen Kontrollanruf tätigte sie jeden Morgen.

„Katie, wo steckst du denn?“, fragte meine Mutter zum Schluss. „Geh doch bitte heute Nachmittag mit Grischa in den Park. Er braucht dringend ein bisschen frische Luft, und wenn man ihn nicht zwingt, dann hockt er von früh bis spät nur an seinem Computer oder übt wie ein Verrückter auf der Geige ...“

Nach dieser Aufforderung schaltete sich der Anrufbeantworter ab.

„Als ob nur unser zwergenhafter Einstein Junior frische Luft nötig hätte!“, rief Siemen empört aus dem Wohnzimmer, wo er mit Katie auf dem Flokati lag und ihr aus *Krieg und Frieden* vorlas, während Katie ihren ringellockigen Kopf in Siemens Schoß liegen hatte und für ihn Seifenblasen blies. „An uns denkt mal wieder keiner!“

Janne, Frederik und ich waren in der Küche. Während Janne vergeblich versuchte, den griesgrämigen Hobbes zu zähmen, saßen Frederik und ich einfach nur nebeneinander auf der warmen, eingeschalteten Spülmaschine. Wir sprachen über Sebastian und versuchten herauszufinden, was mit ihm los war und wie es dazu hatte kommen können, dass er das getan hatte, was er getan hatte.

„Stimmt, ein bisschen frische Luft wäre gar nicht schlecht“, sagte Frederik als Antwort auf Siemens Protestruf aus dem Wohnzimmer. „Was meinst du, Leonie?“

Ich zuckte mit den Schultern, denn wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich noch stundenlang so mit Frederik auf der vor sich hin brummenden Spülmaschine sitzen können.

„Wir könnten in den Wald fahren, wo wir früher im Win-

ter Schlitten gefahren sind“, schlug Frederik vor. „Ihr wisst schon, der Weg mit dem riesigen Steinbruch mit der Aussichtsstelle dahinter“, fügte er mit zusammengekniffenen Augen hinzu. „Mensch, da war es immer schön.“

Ich nickte und in diesem Moment kamen Siemen und Katie in die Küche.

„Los, wir machen alle zusammen einen richtig tollen, ausführlichen Frühlingsausflug zum Steinbruch im Wald“, sagte Frederik und rutschte von der Spülmaschine.

„Da fährt aber kein Stadtbus hin“, gab Janne zu bedenken.

„Stimmt, nur dieser blöde Überlandbus“, sagte Siemen und verzog das Gesicht. „Und der kostet Unsummen und braucht eine halbe Ewigkeit, bis er erst noch durch sämtliche Vororte gegendelt ist ...“

„Wir könnten doch einfach ein bisschen in den Stadtpark gehen und uns beim kleinen Ententeich auf den wackeligen Steg setzen“, schlug ich vor. „Da gibt es auch massenweise frische Luft.“

Aber das wollten die anderen nicht. „Der Stadtpark ist doch langweilig“, sagte Siemen achselzuckend. „Da laufen am Vormittag nur jede Menge Dackel und Pudel und Rehpinscher rum und führen ein paar alte Rentner an der Leine spazieren.“

„Was ist eigentlich mit eurem Auto?“, fragte Janne plötzlich.

„Was soll damit sein? Es steht in der Garage“, sagte ich. Denn Papa hatte das Auto nicht mit nach Australien genommen und auch Mama hatte es vorgezogen, nach Amsterdam zu fliegen und auf das Auto zu verzichten.

„Was nützt uns das Auto, wenn keiner damit fahren kann?“, fragte ich.

„Katie kann doch fahren!“, rief Janne.

Und das stimmte, Katie war schon neunzehn, und sie hatte einen amerikanischen Führerschein, mit dem sie in Deutschland fahren durfte. Das hatte sie auch schon ein paar Mal getan. Sie hatte Grischa zur Geigenstunde kutschiert, und einmal hatte sie Hobbes zum Tierarzt gebracht, als er sich eine Pfote verletzt hatte.

„Also, worauf warten wir noch“, rief Siemen vergnügt und holte den Autoschlüssel vom Schlüsselbrett in der Diele.

Und dann fuhren wir los. Siemen lotste Katie durch die Straßen, und nachdem wir die Stadt hinter uns gelassen hatten, war es nicht mehr weit. Frederik und ich saßen Hand in Hand auf der Rückbank im Wagen und ich lehnte mich an Frederiks Schulter und es war der beste Tag seit Langem.

Im Wald war es wunderschön. Wir liefen kreuz und quer durch das Unterholz und Frederik und ich sammelten ein paar schöne Tannenzapfen und Steine, die Frederik seinem Bruder mit ins Krankenhaus bringen wollte. Ganz zum Schluss fand ich noch eine fast schwarze Kastanie vom vergangenen Jahr, die jetzt einen langen Kastanienbaum-Keim hatte und die, wenn man sie an einer geschützten Stelle vergrub, eines Tages ein erhabener Kastanienbaum werden würde.

„Schenk sie Sebastian mit einem Gruß von mir“, sagte ich zu Frederik und drückte sie ihm in die Hand.

Frederik und ich waren stehen geblieben, die anderen waren uns ein Stück voraus und plötzlich schlang Frederik seine Arme um mich und drückte mich fest an sich.

„Leonie“, murmelte er leise. Und wieder dachte ich, wie am Abend zuvor in unserem Garten, er würde mir etwas sagen wollen. Aber wieder kam nichts weiter.

„Was wolltest du sagen?“, fragte ich darum schließlich.

„Nichts“, antwortete Frederik und lächelte, aber seine Stimme klang ernst. „Ich wollte nur deinen Namen aussprechen. Das tue ich so gerne. Leonie, Leonie, Leonie ...“

Und dann küssten wir uns wieder. Es wurde ein richtig langer Kuss und Frederik öffnete schließlich mit seiner Zunge ganz vorsichtig meinen Mund. Ich zitterte innerlich und Frederik streichelte, während wir so still dastanden und uns küssten, meinen Rücken.

Irgendwann riefen die anderen nach uns. Da schlüpfte ich aus Frederiks Armen und wir lächelten uns zu. Dann liefen wir den anderen hinterher und viel zu schnell mussten wir wieder zurück. Es hatte angefangen zu regnen, ganz leicht bloß; der dünne, weiche Frühlingsregen tropfte in unsere Gesichter, während wir ins Auto stiegen.

„Es ist schon halb vier, wir müssen uns beeilen“, sagte ich, nachdem ich einen Blick auf meine Armbanduhr geworfen hatte. „Um vier Uhr kommt Grischa nach Hause.“

Katie startete den Motor und wendete den Wagen. Siemen schaltete das Radio ein und suchte einen Sender.

„Da, das ist ein uralter Song von Bob Marley“, rief Janne begeistert aus. Janne liebte Bob Marley. „Mach mal lauter, Siemen!“, bat sie deshalb.

Siemen stellte das Radio lauter. Janne und ich sangen mit und Frederik streichelte mit seinem Zeigefinger meine Hand und küsste ab und zu meinen Nacken. Es regnete jetzt stärker und Katie schaltete den Scheibenwischer an.

Der Regen prasselte laut auf die Windschutzscheibe und das sah schön aus: diese wilden, riesigen Tropfen, die zu Hunderten auf der durchsichtigen Glasscheibe aufschlugen und dort auseinanderspritzten zu winzigen Regenwassersprenkeln, ehe der Scheibenwischer sie blitzschnell zur Seite schob und verwischte. Rasend schnell ging das, immer wieder.

„Ein richtiger Wolkenbruch!“, rief Siemen zufrieden, er hatte diese Art Regen schon immer geliebt.

„Siemen, der Scheibenwischer!“, schrie Katie plötzlich. „Ich kann gar nichts mehr sehen ...“

Das stimmte, man konnte von einem Moment zum nächsten nichts mehr erkennen; die dicken, schweren, riesigen Regentropfen klatschten immer noch wie wilde Geschosse auf die Windschutzscheibe, aber der Scheibenwischer stand jetzt still. Mitten auf der Scheibe war er hängen geblieben. Wir fuhrten ziemlich schnell und die Scheinwerferlichter ein paar entgegenkommender Autos blendeten uns und verschwammen mit dem wilden Regen auf der Scheibe zu einem wirren, verzerrten Bild.

Bäume, Scheinwerfer, Regentropfen, schemenhafte Autos – und dann ein lautes Krachen.

Mit einem Ruck wurde ich von meinem Platz in der Mitte der hinteren Sitzbank hochgerissen.

Ich öffnete meinen Mund, um zu schreien, weil ich so erschrocken war und weil ich Katie gerne zurufen wollte, sie sollte besser abbremsen und an den Rand fahren, weil ich nicht einmal angeschnallt war. Komischerweise brachte ich kein Wort heraus. Und dann fühlte ich, wie Frederiks Hand von meiner Schulter abglitt. Ich wollte nach ihr greifen, um mich an ihr festzuhalten. Überhaupt wollte ich bei Frederik sein, er sollte mich in den Arm nehmen und küssen, so wie vorhin im Wald.

Plötzlich spürte ich einen Schmerz in meinem Gesicht, ganz kurz bloß, so als hätte ich mir den Kopf angestoßen. „Aua ...“, murmelte ich und wollte mich zu Frederik und Janne umdrehen, denn die beiden schienen mit einem Mal hinter mir zu sitzen. Aber sie waren verschwunden. Und Siemen und Katie waren auch nicht mehr da. Wo war ich bloß? War das vielleicht einer von Siemens blöden Späßen?

Er sollte damit aufhören. Schließlich hatten wir es eilig, wir mussten nach Hause. Grischa kam um vier. Ob er wenigstens seinen Schlüssel mit in den Kindergarten genommen hatte? Grischa hatte seinen eigenen kleinen Haustürschlüssel an der neongrünen Schnur, an der außerdem auch noch ein lustiger winziger Plastikdinosaurier baumelte. Und immer noch sang Bob Marley, eindringlich und vergnügt.

„Mama!“, rief ich erschrocken. Ich zuckte zusammen, weil es mir merkwürdigerweise in meinem eigenen Kopf wehtat, während ich rief. Aber trotzdem schrie ich immer wieder. „Mama! Mama! Mama ...“

Plötzlich barst etwas in mir drin, und es wurde so hell um mich herum, dass ich die Augen zusammenkneifen musste. Was für ein schreckliches Licht! Wer blendete mich denn da so? Dann wurde es dunkel, furchtbar dunkel. Pechschwarz.

Und dann war alles vorüber.

Ein langer, enger, kalter Gang. Wie in einer Geisterbahn. Dunkelheit und Kälte. Und Stimmen, die meinen Namen rufen. Leonie! Leonie! Leonie! Leonie! Das muss Frederik sein. Nur Frederik sagt meinen Namen so oft hintereinander, einfach nur so. Aber Frederik ist weit weg und irgendwo hinter mir. Ich kann nicht mehr zu ihm zurück. Auch Siemen und Janne sind hinter mir. Und komischerweise auch Grischa und meine Eltern. Papa und Mama. Aber die sind doch weit weg! Oder nicht? Zum Glück regnet es nicht mehr. Wo diese Kälte bloß herkommt? Wie tausend Nadeln sticht sie in meinen Körper. Und wieder diese Rufe.

Leonie! Leonie! Leonie! Leonie! Leonie!

Die Stimme, die immerzu meinen Namen ruft, klingt allerdings gar nicht wie Frederiks Stimme. Dafür klingt sie ängstlich und aufgeregter.